

# Die Kronzeugin

Als Sechzehnjährige verschleppt, gefoltert, vergewaltigt, zwei Jahre lang – es gibt Leidensgeschichten, die eigentlich kein Mensch überleben kann. Die Bosnierin Leila wird sie bald vor dem Internationalen Gerichtshof erzählen.



VON ALEXANDRA CAVELIUS UND JULIA KRÜGER (FOTOS)

Für die anderen Menschen hat der Krieg aufgehört. Für uns hat er erst angefangen“, sagt meine Mutter immer. Mein derzeitiges Leben ist ganz auf meine Aussage vor dem Uno-Kriegsverbrecher-Tribunal ausgerichtet. Vermutlich im Sommer werde ich als Kronzeugin in Den Haag auftreten. Ich hatte bereits mehrere Male Besuch von Inspektoren, Staatsanwälten und Richtern. Man stellte mir viele Fragen und klärte mich über den Ablauf vor Gericht auf. In jeder Einzelheit, jede kleine Bewegung, jede Minute muss ich mich erinnern. Ich muss wissen, zu welchem Zeitpunkt welcher Gegenstand wo befand. Hoffentlich versagt mir nicht die Stimme. Und hoffentlich lässt mich mein Gedächtnis in der Aufregung nicht im Stich. Sonst hält mich der Richter für unglaubwürdig. Am liebsten möchte ich meinen Vergewaltigern gegenüberzustehen, habe ich mich nicht getraut. Nach allem, was mir zugestoßen ist, fürchte ich außer dem nichts mehr. Ich lebe für diesen Tag vor Gericht!

Lange Zeit verspürte ich schreckliche Mordgelüste. Ich wollte jeden einzelnen meiner Folterknechte aufsuchen und abstechen. Doch damals war ich wahnsinnig. Heute würde ich mich stolz wie eine Heldin vor sie hinstellen: „Seht her! Ich habe überlebt.“

Damals war es dunkel, als mich einer der Wächter zu einer der hinteren Hallen auf der stillgelegten Putenfarm führte. Der Soldat sperrte die Eisentür auf und stieß mich in einen finsternen Saal hinein. „Das ist eine Gaskammer“, schoss es mir durch den Kopf. Die Luft war so säuerlich und dick, dass man sie mit einem Messer hätte in Scheiben schneiden können. Angespannt lauschte ich, ob ich allein wäre. Irgendwo hörte ich leises Wimmern und Geräusche. Ein Baby jammerte.

Vorsichtig tastete ich mich mit ausgestreckten Armen vorwärts. Gerade zwei Schritte kam ich weit, als ich mit den Füßen gegen jemanden stieß. Eine Frau schrie auf: „Pass doch auf!“ Mit der Zeit gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit. ▷

Auf einmal löste sich einer dieser Schatten und steuerte direkt auf mich zu. „Bist du neu?“ An der Stimme erkannte ich, dass es sich um eine alte Frau handelte. „Wie alt bist du?“ Ich antwortete: „16.“ Dann ermunterte sie mich: „Setz dich hier auf den Boden, du kannst nirgends weiter. Alles ist voll. Alle meine Kinder sind in einer anderen Halle.“ Dann begann sie zu schluchzen. Um uns herum war es still.

Bis zu meiner Ankunft hatte ich keine Träne vergossen. Auf einmal wich der ganze Druck von mir, und ein Weinkrampf schüttelte mich. „Was ist los?“, fragte die Alte besorgt. Ich erzählte ihr, wie ich nachts zu meiner Freundin Zerina gekommen war, wie der Soldat ihr in den Bauch schoss und wie sie vor Schmerzen stöhnte. Die Alte schlummerte neben mir ein. Ich blieb bis zum Morgengrauen wach.

Jetzt erst konnte ich erkennen, dass etwa 70 andere Frauen und Kinder in diesem Raum eingepfercht waren. Unruhig rutschte ich hin und her, weil ich dringend aufs Klo musste. Die Alte wachte neben mir auf. „Komm mit“, meinte sie. Zwischen den kauernden Körpern bahnten wir uns einen Weg bis ans Ende der kleinen Halle. Dort lagen auf dem Boden die Exkremente von 70 Menschen. Viele hatten Durchfall. Ein beißender Gestank. „Hier kannst du dein Geschäft erledigen“, erklärte mir die Alte, „du wirst dich daran gewöhnen müssen.“

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. „Raustraten!“, bellte ein Soldat. Im Hof mussten sich gebrechliche Großmütter, Kinder und Frauen mit Babys im Arm geordnet in drei Reihen aufstellen. Das Licht blendete, und die frische Luft machte mich benommen. Die alte Frau verlor ich aus den Augen. Verwirrt reihte ich mich in eine Schlange ein und beobachtete, wie mehrere Wärter die Türen der anderen Hallen aufschlossen. Nach und nach versammelten sich etwa 300 Gefangene. Aus den vor-

als wir die Zimmer betraten: „Igit, die stinkende Bande rückt wieder an.“ Obwohl es den meisten Soldaten nicht besonders gut ging, besaßen sie dennoch die Kraft, nach uns zu treten, uns zu bespucken und zu schlagen. Die meisten von ihnen waren Muslime. Unsere Brüder. Selten traf man hier auch auf normale Menschen, die einem mal einen Apfel oder eine Banane zusteckten.

Wie die Schafe trotteten wir abends in unseren stinkenden Stall zurück. Fröstelnd rollte ich mich auf dem Boden zusammen und war mir sicher, dass man mich am nächsten Morgen zu einem Verhör vorladen würde. Dort würde ich alle Irrtümer aufklären und endlich nach Hause fahren. Um mich herum drückten die Mütter ihre Kinder an sich. Die Babys schrien. Wir besaßen nur das, was wir auf dem Leibe trugen. Nach einigen Tagen transportierte man die Kleinsten ab. Jetzt gehörte ich mit zwei anderen Mädchen, sie waren 17 und 16, zu den Jüngsten. Auch diese beiden verschwanden. Befreit, verschleppt oder ermordet? Ich wusste es nicht. Mein Magen schmerzte vor Hunger. Ich wusste nicht, wann ich zum letzten Mal etwas zu mir genommen hatte. „Wann bekommen wir Essen?“, fragte ich eine Frau neben mir. „Du musst lernen zu warten“, sagte sie. Kurz darauf fuhren die Wächter mit einer Schubkarre vor und verteilten Brot. Je nach Laune des Aufpassers verteilte er eine oder zwei Scheiben für jeden. Mit dem Finger kratzte ich den grünen Schimmel ab. Als ich mich nach Wasser erkundigte, hieß es: „Wenn sie uns was zum Essen geben, dann bekommen wir kein Wasser und umgekehrt.“ Wenn Mama mich nur einmal in den Arm nehmen könnte. Lass sie leben, lieber Gott. Anfangs zählte ich noch jeden Tag. Dann vergaß ich es irgendwann. Ganz von selbst.

Die Nächte waren nicht zum Ausruhen da. Manchmal polterten die Soldaten besoffen zu fünft oder zu sechst in unsere

deren Hallen kamen die männlichen Gefangenen. Kurz darauf schritt unser Aufpasser die Reihen ab, zeigte willkürlich auf einige Frauen und befahl: „Du trittst raus, du bleibst, du trittst raus, du bleibst.“ Wir wurden in Arbeitsgruppen aufgeteilt. Kartoffeln schälen, Krankendienst, Wasser holen und Fäkalien wegräumen. Der Dienst wechselte alle zwei Tage.

**Z**usammen mit fünf anderen Frauen kam ich in ein Lazarett. Ein Wärter schickte uns in den Keller. Dort mussten wir in großen Betonwannen Unmengen von Verbandsmüll waschen, an dem noch Fleisch und Knochenreste klebten. Ich ekelte mich sehr davor, die Hände in diese blutige Suppe zu tauchen und die Teile auszusortieren. Hilfe suchend blickte ich meine Gefährtinnen an. Doch ihre Augen waren weit in die Ferne gerichtet. „Wie heißt du?“, versuchte ich ein Gespräch mit der Frau neben mir anzufangen. Sie nannte ihren Namen und drehte mir dann den Rücken zu. Eingeschüchtert hielt ich bis zum Abend den Mund. Beim Waschen des Verbandsmülls verletzte man sich. Die Knochensplinter stachen wie Nadeln in die Hände. Schließlich stopften wir das widerliche Zeug in eine Waschmaschine. Später stellte ich fest, dass dieser Dienst trotzdem einen großen Vorteil hatte: Man konnte sich heimlich mit dem Wasser ein wenig die Hände und das Gesicht säubern.

„Putzen!“, ordnete unser Wärter als Nächstes an. In etwa 15 Krankenzimmern waren jeweils zwei bis drei verwundete Soldaten untergebracht. Frischamputierte lagen neben Männern ohne Gesicht. Die Krankenschwestern hielten sich die Nase zu,

Halle. Wahlos traten sie mit ihren schweren Stiefeln um sich. Wahrscheinlich hatten sie an der Front Verluste erlitten und rächten sich dafür an uns.

Wenn ihnen das Prügeln zu langweilig wurde, ihnen der Sinn nach Feiern oder Rache stand, vergewaltigten sie die Frauen. Das machten sie entweder in der Halle oder irgendwo draußen. Viele Frauen sind in diesen Nächten verschwunden. Sobald ich die Kegel der Taschenlampen über unsere Körper wandern sah, machte ich mich so klein wie nur möglich. Wie ein Käfer stellte ich mich tot. „Bitte, lass sie weitergehen. Lass sie eine andere finden“, flehte ich in Gedanken zu Gott. In meiner Nähe raschelten Kleider. Manche Frauen schrien gellend um Hilfe, einige weinten, andere waren totenstill. Meine Starre löste sich erst, wenn die Tür wieder hinter den Männern zugefallen war. Tagsüber erwähnte niemand diese Vergewaltigungen. Das hätte alles nur noch schlimmer gemacht.

Manche Frauen hielten diesen Horror nicht aus. „Sollen sie doch schießen“, seufzte eine dünne Frau beim Wasserdienst. Sie ließ ihre Eimer fallen und lief blindlings in die Wiese hinein. Sie kam nicht weit. Flucht war Selbstmord. Trotzdem gab mir der Gedanke daran Hoffnung. Das hing mit Samir zusammen, den ich beim Wasser holen kennen gelernt hatte. In den ersten Wochen trafen die Frauen öfter mit den männlichen Gefangenen zusammen. Gemeinsam mit Samir hatte man mich in einer Kolonne von etwa 30 Leuten zum Wasser holen eingeteilt. Der Wasserdienst war am gefährlichsten, weil sich die Quelle ziemlich nah an der Frontlinie befand. Von der einen Seite feuerte die bosnische Armee, von der anderen die paramilitärischen Einheiten. Damit man nicht von Maschinengewehrsalven nie-

dergemäht wurde, musste man sich rechtzeitig auf den Boden schmeißen. Der Fußmarsch bergauf in ein Waldstück zum Wasserloch dauerte etwa 20 Minuten. Üblicherweise liefen zwei Gefangene nebeneinander. Die Männer füllten ihre 50-Liter-Eimer auf. Die Frauen schlepten 20-Liter-Eimer. Ich weiß nicht, wie oft ich vor Schwäche auf dieser Strecke ohnmächtig geworden bin. Manche blieben für immer liegen.

Wenn Samir neben mir ging, entwickelte ich neue Lebenskräfte. Ließ ich den Kopf besonders tief hängen, richtete er mich wieder auf: „Warte nur, Leila. Wenn wir hier rauskommen, gehen wir mit deiner Oma Kaffee trinken in K.“ Einmal prusteten wir los, weil der Wärter vor uns eine zerrissene Uniformhose trug. Seine gepunktete Unterhose blitzte hervor. Das war eigentlich nicht besonders komisch, aber wir konnten nicht mehr aufhören zu lachen. Mit Samir schmiedete ich Fluchtpläne. Jedes Mal hatte er eine andere Idee.

Wenn man uns morgens nach der Arbeitseinteilung auf dem Hof behielt, bedeutete das meistens, dass sie wieder jemanden „schlachten“ wollten. Als ich an diesem Morgen das Opfer sah, sackten meine Beine fast unter mir weg. Es war Samir. Absichtlich stellten sie mich so in die Reihe, dass ich ihm ins Gesicht schauen musste. Für einen Moment krallten sich unsere Blicke aneinander fest. Doch schon der erste Schlag in seinen Magen trennte uns. Mehrere Soldaten prügeln und traten so lange auf ihn ein, bis Samir nicht mehr wie ein Mensch aussah. Zwei Uniformierte hielten ihn fest, weil er nicht mehr stehen

war. Für mich war es wichtiger, etwas zum Essen zu bekommen.

Die Därme knurrten, wenn man zwei Tage nichts zwischen die Zähne bekam. Gab es drei Tage nichts zu essen, begann man sich selbst zu hassen. Am vierten Tag wurde es richtig schlimm. Man konnte sich nur noch schwer auf den Beinen halten. In der Not stellte ich mir vor, wie ich durch eine Stadt spazierte und Schokolade naschte. Zu Hause wartete Mama mit gebratenem Hühnchen und Kartoffeln auf mich. Sogar im Gestank der Fäkalien roch ich Pommes frites. Meine Phantasien machten mich pappsatt.

Zweieinhalb Monate waren vergangen. Es gab keine Frau, die nicht vergewaltigt worden war. Irgendwann musste es auch mich treffen. Man hatte uns wieder einmal zum Wasser holen eingeteilt. Von beiden Seiten ratterten Maschinengewehre. Granaten schlugen dicht neben uns ein. Die Erde bebte. Ich traute mich keinen Schritt weiter. Erst kürzlich hatten Granatsplitter Beine und Bäuche zweier Frauen zerfetzt. Die Soldaten warfen die Verstümmelten in unsere Halle und ließen sie dort tagelang wimmernd liegen. Dann transportierte man die Halbtoten ab. Bestimmt nicht zu einem Arzt.

Als unser Aufpasser mein Zögern bemerkte, rief er: „Ich werde dich persönlich zum Brunnen jagen, feiges Weib!“ Der Mann mit dem rasierten Schädel war vielleicht so alt wie mein Vater. Und ein Muslim wie ich. Die anderen Frauen liefen bereits weit vor mir. Der Glatzkopf ließ meinen Eimer an der

## Wir mussten Verbandsmull waschen,

an dem noch Fleischreste klebten, die Knochen-splitter stachen wie Nadeln in die Hände.

konnte. Dann holte ein Soldat ein Bild von Alija Izetbegović und warf es Samir vor die Füße. Sie wollten ihn zwingen, auf dem Bild des Politikers herumzutampeln. Stattdessen presste er mühsam hervor: „Es lebe Bosnien und Herzegowina!“ Blutige Blasen kamen aus seinem Mund. Die beiden Soldaten, die ihn festgehalten hatten, verdrehten die Augen. Einer hielt seine Pistole an Samirs Schläfe und drückte ab.

„Das ist alles nur ein böser Traum“, redete ich mir abends in der Halle ein, „morgen ist es wieder vorbei.“ Im Stroh liegend, versetzte ich mich in eine andere Welt. „In zwei Stunden gehe ich an den Strand und sonne mich dort.“ Ich tat sogar so, als ob ich dabei auf die Uhr schauen würde. Ich malte mir aus, wie mich ein hübscher junger Wärter retten würde. Außerdem bestand die Hoffnung, dass die bosnische Armee doch noch siegen würde. Vielleicht nicht morgen, sondern irgendwann. Irgendwann würde es vorbei sein.

Wenn wir in der Früh aus unserem stinkenden Käfig schwankten, fiel mir manchmal auf, was für einen sonderlichen Anblick wir boten. Vogelscheuchen sahen hübscher aus als wir. Röcke und Hosen hingen in Fetzen. Wenn eine Frau ihre Tage hatte, klebte überall ihr Blut. Bei einigen hatte wegen der Misshandlungen die Periode ausgesetzt. Manche waren bestimmt schwanger. Ich kratzte mich ständig, weil ich von oben bis unten mit Läusen übersät war. Nach einer Weile spürte ich das nicht mehr. Es war mir egal, ob ich schmutzig

Quelle voll laufen und drückte ihn mir dann in die Hand. Als wir ein Stück gerannt waren und die Schüsse nicht mehr direkt über unsere Köpfe piffen, befahl er mir, den Eimer abzustellen. Er müsse mich bestrafen, sagte er.

**E**r stieß mich zu Boden, kniete sich vor mich hin, schob meine Bluse hoch und quetschte meine Brüste zwischen seinen Händen. Ich wusste, dass es nun passieren würde. Trotzdem hoffte ich, dass er es sich anders überlegen würde. „Bitte nicht“, flehte ich um Gnade. Ich weinte. Doch er verhielt sich wie ein Tier, zerriss mir meine Hose. Dann drückte er meine Beine auseinander. Seine Augen waren entsetzlich groß. Brutal drang etwas wie ein kalter, harter Gegenstand in mich ein. Das tat weh. Warum tat das so weh?

Ich wehrte mich so heftig, wie ich nur konnte. Doch ich war schwach. Außerdem wusste ich, dass ich stillhalten musste. Sonst würde er mich erschießen. Für ihn ging es schnell. Für mich dauerte es eine Ewigkeit. „Los, beecil dich“, schnauzte er mich an, als er sich den Reißverschluss wieder hochzog. Ich sollte den Eimer ins Lager zurücktragen. Das Blut lief mir die Beine runter. Ich war noch Jungfrau gewesen.

Als mich die anderen Wärter sahen, lachten sie mich aus. Ich taumelte in unsere Halle. Die ganze Nacht hindurch erbrach ich mich. Zuerst hatte ich vor Angst die Schmerzen nicht gespürt. >